

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Den Schwachen im Glauben nehmt an und streitet nicht über Meinungen. Der eine glaubt, er dürfe alles essen. Der Schwache aber isst kein Fleisch. Wer isst, der verachte den nicht, der nicht isst; und wer nicht isst, der richte den nicht, der isst; denn Gott hat ihn angenommen.

Wer bist du, dass du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er wird aber stehen bleiben; denn der Herr kann ihn aufrecht halten.

Der eine hält einen Tag für höher als den andern; der andere aber hält alle Tage für gleich. Ein jeder sei seiner Meinung gewiss. Wer auf den Tag achtet, der tut's im Blick auf den Herrn; wer isst, der isst im Blick auf den Herrn, denn er dankt Gott; und wer nicht isst, der isst im Blick auf den Herrn nicht und dankt Gott auch.

Liebe Gemeinde,

ich bin zuletzt einige Male angesprochen worden auf meine Predigt wenige Tage vor der Wahl in Amerika. Es wird Sie nicht überraschen, dass mich das Thema auch heute beschäftigt.

Vor dem Hintergrund der Ängste, die uns im Nachgang dieser Wahl umtreiben, klingen die Worte des Paulus, die wir gerade gehört haben, geradezu als seien sie einer buddhistischen Meditationsübung entnommen. Die einen essen Schweinefleisch, die anderen essen keines – und alles ist gut. Wo wäre da ein Problem?

Für nicht wenige frisch gebackene Christen lag da ein gewaltiges Problem: All die, die sich der jüdischen Tradition verpflichtet fühlten, die mussten sich in den jungen Gemeinden fragen: dass ich kein Schweinefleisch esse, so wie meine Vorfahren auch

nicht, so wie es unsere heiligen Schriften gebieten – das soll jetzt alles gleichgültig sein? Und überflüssig? Das ging ans Eingemachte – da fällt die Friedfertigkeit des Paulus auf. Denn der konnte auch anders

Diese überraschende Friedfertigkeit – und diese Demut: – wer sind wir, dass wir über andere richten?– will ich zur Brille nehmen beim Blick auf die Wahl in Amerika.

Da haben 71 Millionen Menschen Trump gewählt. Tatsächlich die Mehrheit derer, die zur Wahl gegangen sind. Und wenn ich nicht unterstellen will, dass diese vielen Millionen Menschen alle dumm sind oder böse oder beides zugleich, dann drückt sich in dem Wahlergebnis für mich etwas anderes aus.

Dass nämlich die Hälfte der Amerikaner genau das will: in Ruhe gelassen zu werden. Nichts mehr zu tun haben zu müssen mit Migranten im eigenen Land, nichts mit den Problemen irgendwo sonst auf der Welt, das Problem der Armut im eigenen Land irgendwie zur Seite schieben können. Sich abschotten und einigeln im eigenen Land, nicht an morgen denken müssen, an irgendwelche Gefahren, von denen die erzählen, die behaupten, es gäbe einen Klimawandel.

Und wissen Sie was? Ich kann das gut verstehen. Die Nachrichten über all diese Probleme - ich kann sie ebenfalls kaum ertragen. Die Versuchung ist groß, sie einfach nicht mehr zu lesen, das Fernsehprogramm zu wechseln, wenn Nachrichten laufen. Lieber einen Roman in die Hand zu nehmen, der mich in ein anderes Land und eine andere Zeit entführt.

So fern sind mir diese Trumpwähler in Amerika gar nicht. Ich bin keiner, der da zu urteilen oder gar zu verurteilen hätte.

Und das gilt dann wohl ganz genauso für die Situation und die Menschen hier in unserem eigenen Land. Ich kann die Bedürfnisse

nachempfinden und die Wünsche, und die Ängste, die Menschen dazu bringen, ihre Stimmen den Parteien am Rande zu schenken.

Aber ich glaube, es ist uns verboten, dieser Versuchung nachzugeben. Wir haben vorhin das Evangelium gehört: „Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben. Ich war nackt, und ihr habt mich gekleidet. Ich war im Gefängnis, und ihr habt mich besucht.“ Oder halt nicht. „Was ihr diesen geringsten von meinen Brüdern und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.“ Oder halt nicht. So wahr es ist, dass es nicht an uns ist, zu urteilen über andere - so wahr ist auch: in Gottes Augen ist es nicht egal, wie wir leben. Wir hören heute von Gottes Urteil und von seinem Gericht. Unser Leben wird dereinst daran gewogen werden, inwieweit es dem Auftrag gerecht geworden ist, mit dem Gott uns berufen hat: Ich will dich segnen – und du sollst ein Segen sein! Für Gott macht das einen Unterschied. Im weiten Raum, in den wir gestellt sind, ist unser Auftrag nicht, uns ins Eck zu verkriechen und die Augen zuzuhalten. Wir würden schuldig an unseren Nächsten, wir würden schuldig an Gott selbst.

Kranke pflegen, Hungrige speisen, Gefangene besuchen – seit jeher übersetzen Christinnen und Christen konkrete Nächstenliebe mit diesen Worten Jesu. Und mich freut es ungemein, dass sich gerade so viele engagieren bei unserem Mittagstisch, dass die Anmeldung zur Mitarbeit bei der Vesperkirche im kommenden Februar so gut läuft. Ich bin dankbar für die Bereitschaft vieler, sich in St. Anna zu engagieren, wenn es gilt, Familien zu unterstützen, die im Kirchenasyl untergekommen sind.

Doch so wichtig und segensreich dieses konkrete Tun ist – wenn sich kirchliches Engagement insgesamt darauf beschränkt, werden wir unserem Auftrag nicht hinreichend gerecht. Denn dann bleiben entscheidende

Fragen ungefragt: Wie kommt es, dass immer mehr Menschen auf Unterstützung angewiesen sind, um so leben zu können, dass sie nicht vor sich selbst Achtung und Würde verlieren? Weswegen fühlen sich so viele nicht gehört? An den Rand gedrängt? Wo kommt die ganze Wut her?

Wie kann eine Gesellschaft gestaltet werden, die weniger von Angst und Hass, von Wut und Resignation und stattdessen mehr von einem Geist des Miteinanders, der Neugier, der Solidarität geprägt ist?

Das sind Fragen, die mir aus meinem christlichen Glauben erwachsen. Und es sind politische Fragen. Ich bin überzeugt, dass Christen und Christinnen einen Auftrag in der Politik haben und dort nach ihrem Platz suchen sollen. Freilich – nicht jede und nicht jeder ist geschaffen zur Wahlkämpferin oder dazu, ein politisches Amt einzunehmen. Und in einer Zeit, in der es von Mal zu Mal schwieriger wird, Regierungen ins Amt zu helfen, die erstens politische Entscheidungen treffen können und zweitens dann auch die Kraft haben, sie umsetzen, stehen wir wohl auch vor Fragen, die über die Themen der Tagespolitik hinaus reichen.

Worum geht es eigentlich, wenn wir sagen, dass wir die Demokratie schützen müssen? Da muss ja doch um mehr gehen als um das Recht, alle paar Jahre Parteien wählen zu können, die sich dann bis zur nächsten Wahl alle gegenseitig blockieren.

Es gilt wohl auch von der Demokratie, was uns als Kirche von jeher auf die Fahne geschrieben ist: *Semper reformanda est!* Die Geschwindigkeit unserer und der Takt demokratischer Diskussions- und Entscheidungsprozesse passen nicht mehr gut zusammen. Es gilt Antworten auf die Frage zu finden, wie wir unsere Demokratie angesichts von Twitter, Facebook, Telegramm&Co wetterfest machen. Aber was ist der Kern unseres

Miteinanders, den wir damit schützen wollen – was muss in jedem Fall bewahrt bleiben?

Da gibt es aus dem christlichen Glauben heraus eine ganz einfache Antwort: uns ist gesagt, wie wir leben und handeln sollen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Vielleicht erinnern Sie sich noch daran, dieses Gebot Jesu als „goldene Regel“ gelernt zu haben. Angesichts des gesellschaftlichen unserer Zeit scheint sie hoffnungslos veraltet und romantisch zu sein. Aber ich glaube, das täuscht.

Denn übersetzt heißt „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ nichts anderes als: trage bitteschön auch mal Entscheidungen mit, die nicht nur deinem Interesse dienen. Das Verständnis dafür, dass Friede und die Gerechtigkeit nur so gewahrt werden können, muss neu verankert werden. In einer Zeit, in der so etwas wie „Gemeinwohl“ vielleicht gar nicht mehr gibt, weil die Gesellschaft in zu viele unterschiedliche Milieus aufgelöst ist, gilt es, das Bewusstsein dafür neu zu wecken, dass es den Mensch zum Menschen macht, wenn er nicht nur am persönlichen Erfolg, sondern auch daran interessiert ist, dass andere auch leben können.

Vielleicht leidet unsere Gesellschaft vor allem daran, dass uns die Anderen, die uns zu Nächsten werden könnten, abhanden gekommen sind. Dass wir zu abgeschottet in den kleinen Teilwelten leben, in die wir uns zurückgezogen haben. Und deswegen ist es so wichtig, Orte der Begegnung zu schützen und neue zu schaffen. Orte, an denen Menschen miteinander ins Gespräch kommen können, die sonst nur übereinander sprechen. Langsame Orte, an denen Menschen sich tatsächlich zuhören und voneinander lernen und einander kennenlernen können.

Solche Orte können wir bieten. Ein bisschen tun wir das schon – das wöchentliche

gemeinsame Essen, der regelmäßige Kirchenkaffee, die offenen Konzerte im Sommer. Und wenn wir demnächst mit dem neuen Kirchenvorstand darüber nachdenken, was es für uns heißen soll, Kirche mitten in und für die Stadt zu sein, dann bin ich sehr gespannt auf die Ideen, die wir entwickeln, um auf diesem Weg weiter und noch mehr in die Stadtgesellschaft hineinzugehen. Ich glaube: darauf liegt ein Segen.

Zu glauben, dass solche Orte der Begegnung tatsächlich das Klima des gesellschaftlichen Miteinanders verändern und dazu beitragen können, dass Menschen wieder lernen, im Geist der Liebe miteinander umzugehen – vielleicht ist das naiv. Und es wäre es in jedem Fall, wenn wir unsere Hoffnungen nur in uns selbst setzen müssten.

Aber wir feiern in zwei Wochen Advent. Nicht vom Zutrauen auf unsere Fähigkeiten ist unsere Hoffnung zuerst getragen. Dass Gott seinen Frieden auf dieser Erde ausbreiten wird, das ist unsere Zuversicht. Und – das Reich Gottes auf Erden – das ist nicht unsere Aufgabe. Wir kennen den Tag nicht und die Stunde. Aber dass einstweilen sein Geist schon wirkt in dieser Welt, und Menschen neu auf den Weg des Friedens stellt, den der Gerechtigkeit und der Liebe – das ist unsere Zuversicht. Und in dieser Zuversicht das unsere dazu beizutragen, das unsere Welt dem ähnlicher macht, auf das wir am Ende der Zeit hoffen dürfen, dazu sind wir eingeladen. Und auf dem Weg lasst uns gehen – nicht getrieben von der Angst vor, sondern geleitet von der Hoffnung auf die Zukunft. Denn es ist die Zukunft unseres Gottes.

Amen